

Kultur

«Die Nachbarn grüssen sie nicht mehr»

Viviane Schekter kümmert sich in der Westschweiz um Kinder, deren Mütter in Haft sind. Ein Dokumentarfilm zeigt die Schicksale.

Interview: Andrea Tedeschi

Der Dokumentarfilm «Double Peine» zeigt Kinder von Häftlingen. Manche leben mit ihren Müttern in den Gefängnissen oder beim Vater. Wie ist die Situation in der Schweiz?

Wenn der Vater im Gefängnis sitzt, gibt es eine Mutter draussen. Ist aber die Mutter im Gefängnis, ist oft niemand mehr da. Die Kinder kommen dann in Heime, leben bei Verwandten und Grosseltern. Oft sind sie allein mit ihren Fragen: Man hat mir gesagt, dass mein Vater ein Monster sei, bin ich auch eines? Ist es mein Fehler, was Mama gemacht hat? Soll ich den anderen Schülern erzählen, dass ich meine Mutter im Gefängnis besucht habe?

Was sollen Kinder wem sagen?

Bei Kindern, die sagen, dass Mutter oder Vater im Gefängnis sind, verändern sich die Beziehungen zum Umfeld. Kürzlich erzählte uns ein Siebenjähriger, dass die ganze Klasse zum Geburtstag seines Freundes eingeladen war, nur er nicht. Die Eltern hatten erfahren, dass sein Vater im Gefängnis ist, also fanden sie es besser, wenn ihr Sohn keinen Kontakt mehr zu ihm hat. Als sei es für einen Jungen in diesem Alter nicht schon schwierig genug, den Kontakt zu seinem Vater zu verlieren.

Warum reagieren die Leute so?

Sie fragen sich, ob die Ehefrau oder der Ehemann von der Tat wirklich nichts wusste. Sie überlegen sich nicht, ob die Familie leidet. Kinder und Angehörige erzählen uns, dass die Nachbarn sie nicht mehr grüssen. Als sei der Fehler des Vaters oder der Mutter ansteckend.

Was ist schlimmer für ein Kind: Wenn die Mutter oder der Vater ins Gefängnis muss?

96 Prozent der Inhaftierten sind Männer. Der Schmerz ist derselbe, wenn Mutter oder Vater plötzlich weg sind und die Kinder nicht wissen, wann sie wiederkommen. Seit sich die Väter mehr in die Familie einbringen, haben die Unterschiede abgenommen. Muss aber eine Mutter ins Gefängnis, die sich zu 90 Prozent um die Kinder gekümmert hat, ändert sich der Alltag des Kindes komplett.

Wie entwickeln sich die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern während des Gefängnisaufenthalts?

Wir bewegen uns in Extremen. Die einen werden sich fremd, die anderen intensivieren den Kontakt, indem sie sich



Unschuldig bestrafte Kinder: Szene aus dem Film «Double peine». Foto: Filmcoop

Der Film «Double peine»

Die schweizerisch-kanadische Regisseurin Léa Pool begleitet in «Double peine» Kinder inhaftierter Frauen in Nepal, Kanada und den USA. Statt die Taten der Mütter offenzulegen, nimmt sie die Perspektive der Kinder ein und zeigt deren Alltag. Tatsächlich haben zwei Drittel der inhaftierten Frauen Kinder; viele sind alleinerziehend. In der Schweiz können sich Angehörige und Kinder von Häftlingen an die einweisenden Behörden oder die Staatsanwaltschaft wenden, eine Organisation wie Repr gibt es nur in der Westschweiz. (ted)

In Bern ab Donnerstag im Kino Movie 2



Viviane Schekter ist Direktorin der Organisation Relais Enfants Parents Romands (Repr), die in der Romandie Kinder Inhaftierter betreut.

Briefe schreiben. Das System fördert die Beziehungen nicht gerade. Manchmal will die Mutter draussen den Vater im Gefängnis nicht besuchen. Dann braucht es auch jemanden, der vermittelt.

Helfen die Besuche nicht?

Viele im Gefängnis wissen nicht, wie sie mit Kindern umgehen sollen. Minderjährige dürfen nicht alleine ins Gefängnis. Wir begleiten sie und bereiten sie vor.

Wie ist es für Kinder im Gefängnis?

Oft sitzen sie eine Stunde an einem Tisch oder vor einer Scheibe. Sie dürfen sich nicht bewegen oder spielen und weder ihre Puppen noch die Unterlagen aus der Schule mitnehmen. Oft gibt es nichts zu essen. Draussen verändert sich fürs Kind viel, drinnen bleibt alles gleich. Gerade kleine Kinder wollen mit den Eltern zusammen sein, aber eine Stunde nur zu reden ist für sie zu anstrengend. Viele wollen dann nicht mehr ins Gefängnis.

Mutter oder Vater haben etwas getan, was sie nicht dürfen. Wie bleiben sie Vorbilder für die Kinder?

Auch draussen nehmen Eltern verschiedene Rollen wahr. Drinnen beschäftigt sie: Kann ich eine Mutter oder ein Vater bleiben? Oft erzählen sie den Kindern, die Mutter sei auf Reisen oder der Vater weit weg bei der Arbeit - und wollen ihnen nicht sagen, dass sie sie im Gefängnis besuchen. Die Kinder müssen die Situation jedoch verstehen können.

Was wird aus diesen Kindern?

Das können wir noch nicht genau sagen. Die Forschung zeigt: Das Risiko ist erhöht, dass sie selbst kriminell werden, mit psychischen Problemen kämpfen und Schwierigkeiten in der Schule haben. Je mehr man sie begleitet, umso besser für sie. Hier ist auch die Gesellschaft gefordert.

Man sagt, in der Schweiz gebe es rund 8000 betroffene Kinder.

So genau wissen wir das nicht. Letztes Jahr waren wir mit 250 Kindern in Kontakt, aber wahrscheinlich gibt es mehr. In der Schweiz haben wir zwar für vieles eine Statistik, aber keine über Kinder von Strafgefangenen. Daran sieht man, dass das Problem nicht erkannt ist.

Manche wollen ankommen, andere abhauen

Um «Orte der Utopie» ging es an den Eventi Letterari Monte Verità in Ascona. Autoren aus ganz Europa dachten über visionäre Ideen nach.

Guido Kalberer
Ascona

Ist die Utopie eher örtlich oder zeitlich zu bestimmen? Für den Astronauten und Schriftsteller Umberto Guidoni gibt es keinen Zweifel daran, dass die Utopie im Weltall zu finden ist. «Was die Ozeane in der Vergangenheit für uns waren, das ist der Orbit für die Gegenwart.» Unsere Zukunft liege im All, wir müssten uns bloss dessen Herausforderungen stellen, meint Guidoni, der als erster Europäer auf der Raumstation ISS war. Er sei zu jung gewesen, um auf den Mond zu fliegen, nun sei er zu alt, um an der Erkundung des Mars teilzunehmen. Komme es auf dem Planeten zu Ansiedlungen, was er nicht ausschliesse, werde die alte von einer neuen Utopie abgelöst.

Schrecken der Vollendung

Anders sieht es der österreichische Schriftsteller Christoph Ransmayr, für den die Utopie nicht im Raum, sondern nur in der Zeit, und zwar in der Zukunft, existiert: «Die Idee muss unvollendet bleiben, sie darf nie ganz real werden, da sich sonst das utopische Potenzial auflöst. Eine reale Utopie ist ein Widerspruch in sich selbst.» Die Suche nach dem Paradies, wofür auch der Monte Verità stehe, richte sich an ein «Noch nicht»: Wenn der nie gesättigte Möglichkeitssinn auf das Faktische treffe, stelle sich die Frage, wie praktikabel die Verbindungen zwischen dem Wirklichen und dem Möglichen seien. Aber an der Uneinholbarkeit der Utopie könne, so Christoph Ransmayr, keine ihrer Umsetzungen etwas ändern.

Wie schrecklich sich politische Utopien, die realisiert wurden, bis heute auswirken, davon wusste die Literaturnobelpreisträgerin Swetlana Alexijewitsch eindrücklich zu berichten an den hochkarätig besetzten fünften Eventi Letterari Monte Verità. Mit einem nüchternen, ja fast verächtlichen Blick auf die glorreichen Verheissungen erzählte sie von den Schicksalen, welche der Kommunismus zu verantworten hat. «Mit den Augen der Menschenforscherin», so der Titel ihrer Lesung, blickt die Schriftstellerin aus Minsk auf die Individuen und schreibt über deren Leben - und nicht über Utopien und abstrakte Begriffe wie «Gerechtigkeit», «Gleichheit» und dergleichen.

Ein konkreter Kontinent

Auch wenn Swetlana Alexijewitsch es heute für zu spät hält, die Verbrechen während der Sowjetzeit zu sühnen, sieht sie dennoch Hoffnung in den «hübschen jungen Frauen und Männern», die heute mutig gegen die Allmacht Putins protestieren. So gab die Schriftstellerin, deren Bücher in ihrer Heimat verboten sind, auch zu erkennen, dass sie trotz der Düsternis der Ereignisse an Fortschritt glaubt.

Neben vergangenen und künftigen Utopien wurde an den vier Tagen auch über konkrete Sehnsüchte gesprochen. Für die jungen Autoren Olga Grjasnowa, Ales Steger und Alessandro Leogrande, die sich in ihren neuen Werken mit der Flüchtlingsthematik beschäftigen, ist die Utopie für Menschen auf der Flucht kein abstraktes Gut: Es ist der Kontinent nördlich des Mittelmeers, den viele nie erreichen werden. Die drei Schriftsteller sprachen von der existenziellen Utopie des Ankommens.

Einen Kontrapunkt dazu setzt der neue Roman «Weit über das Land» von Peter Stamm. Der Protagonist ist so sehr in der schweizerischen Wirklichkeit mit all ihren Zwängen angekommen, dass er nur noch eines will: ausbrechen aus dem Alltag. Die Utopie des Abtauchens, die in der Schweizer Literatur verbreitet ist, zeigt, dass Visionen eines besseren Lebens stets vor einem gesellschaftlichen und historischen Hintergrund entstehen - auch das wurde in Ascona deutlich.

Vom Verblässen bedroht

Eine Frau reist in ihre ostdeutsche Heimat und tief in ihre Geschichte. Davon erzählt Henriette Vászrhelyi in ihrem neuen Roman.

Christoph Schneider

Darauf kommt es an in literarischen Angelegenheiten: wie jemand nach seiner Welt und nach uns Lesern greift und uns hinüberzieht auf trittsichereren, aber nicht geheimnislosen sprachlichen Grund. Aus unserem Bekannten in ihr Unbekanntes. Henriette Vászrhelyi, aufgewachsen in Mecklenburg, wohnhaft im Berner Seeland, spielt im Roman «Seit ich fort bin» das Spiel vom Kofferpacken. Sie kennen das: «Ich packe meinen Koffer und nehme mit», und dann kommt eines zum anderen, eine Taucherbrille zum Badetuch und die Sonnencreme zur Taucherbrille, und wenn man das zu mehreren betreibt, ist eine hervorragende Gedächtnisübung.

Bei der Autorin Vászrhelyi aber, kaum beginnt sie das Packen mit einem Foto vom Schwarzen Meer und einer Flasche Schnaps, tut sich der Koffer als Vergangenheitsstauraum auf für die sperrigen Stücke und all den Krimskrams der Erinnerung. Zum Foto kommt also der «Moment, als Anis meinen Kopf kahl schor», und kommt «die melancholische Wiese am Ende des Gartens» und

kommen Kleider und Gerüche und Gewichte. Und andere Bilder, die der Kopf noch hergibt: die Grosseltern in den Dünen an der Ostsee, Anis selbst, die Jugendfreundin, die nicht mehr lebt, wie man ahnt, ohne zu wissen warum, oder ein roter Bauernschrank und darüber ein Stück Himmel. Wie Sedimente lagert sich das ab und schichtet sich, und es ist, als ob gar nicht die Erzählerin packe, denke und sich erinnere. Sondern etwas in ihr, das sich selber denke und sie an sich erinnere, und das ist, was ein Ich namens Mirjam ausmacht.

Es ist ein kluger Anfang. Er verbindet das Metaphorische mit dem Materiellen, sozusagen: Feinstoffliches und Grobstoffliches. Denn dieses Kofferpacken ist nicht nur ein Gedankenspiel und Hirn-gespinnst, sondern ein konkreter Vorgang am Beginn einer Reise. Sie wird Mirjam zur Hochzeit ihres jüngeren Bruders führen, in die alte mecklenburgische Heimat; dorthin, wo die Frau Kind war und Jugendliche und wo einmal DDR war und später nicht mehr - aber es irgendwie doch noch blieb als kollektiver Seelenzustand.

Eine Idee von Freiheit

Diese Reise führt in eine Individualgeschichte und mäandert durch die Erinnerungsfragmente, sehr unet und sprunghaft. Wissenslücken zwischen Bruchstücken werden gefüllt mit dem Kitt der Vermutung. Und so fügen sich die erinnerten Existenzbruchstücke in

einer Dramaturgie der Sprunghaftigkeit schliesslich zum kohärenten Bilderbogen zusammen.

Und sichtbar wird, wie die Frau immer einer Freiheit zustrebte, die selten dort lag, wo die Frau war. Eigentlich nie, weil überall, scheint, die hohe Freiheitserwartung gleich aufs Mittelmass einer Freiheitsfantasie schrumpfte - im Mecklenburgischen, in Ungarn, am Schwarzen Meer zur Zeit des trunkenen Pubertierens, in Giessen während des Studiums, in Prag später, wo Mirjam eben schon lang begriffen hat, dass man sich immer mitnimmt, wohin man auch geht. Und dass zum Mitgenommenen auch die Gedankengefängnisse gehören, in denen man hockt, und die Erinnerungsparadiese, nach denen man sich sehnt; und manchmal ist da ja gar kein Unterschied.

Von Möglichkeiten handelt dieser Roman. Von schwer erträglichen Verlusten und den aushaltbaren Schmerzen des Verpassthabens. Von Hoffnungen und den Risiken, dass sie sich erfüllen. Seine Figuren reizen zum Abgleich von Erinnerungserfahrung.

Ein paar Einwände haben wir allerdings. Der stärkste betrifft die Wenderoman-Pose, die Henriette Vászrhelyi manchmal einnimmt. So, als ob sie sagen wolle, man habe als Autorin von entsprechender Herkunft halt auch seine historischen Verpflichtungen: Die Erzählung wird ihr dann zum Manifest, der Dialog zum gespreizten Zwiegespräch

über die ostdeutsche Seele, und die Charaktere werden zu Essayisten.

Ein weiterer - allerdings milderer - Vorwurf zielt auf die Verwechslung von Literatur mit literarischem Schreiben, vor dem Deutschlehrer doch immer warnen. Das ist jener Stil, in dem selten etwas gesehen wird, aber oft «der Blick» auf etwas «fällt»; in dem ungerne irgendwohin gegangen wird, aber gern «Schritte gelenkt» werden; und in dem jemand womöglich überhaupt nicht geht, sondern schreitet. (Jedoch: Wer nie, so mit vierzehn oder fünfzehn, in einem Schulaufsatz geschrieben hat: «und dann lenkte ich meine Schritte gen Bahnhof», der werfe die erste Phrase.)

Tage wie Aquarelle

Andererseits: Gute Literatur ist Verlockung, da kann ein richtiger Ausdruck genügen, selbst wenn er umgeben wäre von ein paar falschen. «Ein aquareller Tag»: was für eine kunstvolle Konzentration der verfransten und ein bisschen schlierigen Kolorite, die manche Tage (vielleicht die schönsten) ja tatsächlich haben. Und das ist auch Henriette Vászrhelyis Buch in seinen vielen guten Passagen: aquarellen. Höchst feinfarbig und subtil bei der Darstellung ineinanderlaufender, vom Verblässen bedrohter Erinnerungen.

Henriette Vászrhelyi: *Seit ich fort bin*. Dörlemann, Zürich 2017. 238 Seiten, etwa 34 Franken.